

Singen in der Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden¹

Die (Bildungs-)Bedeutung der Musik im Protestantismus² wie auch ihre lebensweltliche Relevanz für Jugendliche lassen es angeraten sein, dem Umgang mit Musik in der Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden (KA) besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Das ist bislang erstaunlicherweise in der Theorie der KA kaum geschehen³, obwohl die Arbeit mit Musik in der Praxis mancherorts durchaus eine hervorgehobene Rolle spielt.

1. Musik als wesentlicher Teil der Jugendkultur

„Die“ Jugendkultur gibt es bekanntlich schon lange nicht mehr, dafür Jugendkulturen im Plural, vor allem verschiedene jugendkulturelle Szenen. Auch die Kirchen sind von „einem schleichenden Prozess der Verszenung“⁴ nicht verschont. Diese Szenen sind heute durchgehend erlebnisorientiert und durch ästhetische Codes geprägt, zudem weniger verbindlich als traditionelle Vergemeinschaftungsformen wie die Kirchengemeinde. Die verschiedenen Lebensstile verdichten sich in regelmäßigen Events der Szenen. Hier konstituiert sich – auf Zeit – eine kollektive Identität. Die Musik, teilweise durchaus auch das Mitsingen von Songs, spielt dabei eine primäre Rolle.

„Musik ist für fast alle Jugendlichen so ziemlich das Wichtigste auf der Welt. Auch die Mehrzahl der Jugendkulturen, von denen heute die Rede ist, sind musikorientiert: Techno, Heavy Metal, Punk, Gothics, auch Skinheads gäbe es nicht ohne Punk und Reggae/Ska; selbst für die Angehörigen der Boarderszenen, eigentlich ja eine Sportkultur, spielt Musik eine identitätsstiftende Rolle. Dabei geht es nie nur um Melodie und Rhythmus, sondern immer auch um Geschichte, Politik, grundlegende Einstellungen zur Gesellschaft, die nicht nur die Texte und Titel der Songs/Tracks vermitteln, sondern auch die Interviews, Kleidermarken, nonverbalen Gesten und Rituale der KünstlerInnen. Musik ist für viele Jugendliche, vor allem denen in Szenen, ein bedeutender Teil der Identitätsfindung.“⁵

¹ Überarbeitete Fassung des Beitrags: Peter Bubmann, Musik in der Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, in: KU-Praxis 58 (2013), 6–10.

² Vgl. Peter Bubmann, Kirchenmusik als Bildungschance, in: Gottfried Adam/Rainer Lachmann (Hg.), Neues Gemeindepädagogisches Kompendium, Göttingen 2008, 319–330.

³ So spielt die Musik keine Rolle in: Klaus Hahn, Methoden in der Konfirmandenarbeit, in: Comenius-Institut (Hg.), Handbuch für die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, Gütersloh 1998, 227–250. Die Jugendkulturarbeit ist in einem späteren Beitrag nur sehr knapp erwähnt (344). Bei der Auswertung der empirischen Studie „Konfirmandenarbeit in Deutschland“ notiert Gottfried Adam zwar die besondere Bedeutung des gemeinsamen Singens, zieht daraus aber bei seinen methodischen Empfehlungen keine Konsequenzen, vgl. Gottfried Adam, Methoden, in: Thomas Böhme-Lischewski u. a. (Hg.), Konfirmandenarbeit gestalten, Gütersloh 2010, 135–146.

⁴ Hans Hobelberger, Auf der Suche nach biografischer und sozialer Nützlichkeit. Lebenswelten der 14- bis 19-Jährigen in der Sinus-Milieu-Studie U27, in: Christel Quiring/Christian Heckmann (Hg.), Graffiti, Rap & Kirchenchor. Jugendpastorale Herausforderungen der Sinus-Milieu-Studie U 27, Düsseldorf 2009, 9–39, 24.

⁵ Klaus Farin, Von Rappern, Graffiti, Skatern und Stylern, in: Christel Quiring/Christian Heckmann (Hg.), Graffiti, 40–47, 42 (Anm. 4).

Zwar hat die digitale Revolution den Vorrang der Musik als jungendliches Leitmedium etwas reduziert zugunsten der Verfügbarkeit von Bildern auf Smartphones und PCs, dennoch gilt: Sag mir, was du hörst, und ich weiß, wer du bist. Musik spielt als klingende „Visitenkarte“ und „Duftmarke“ der Zugehörigkeit zu Milieus, Szenen und Lebensstilen eine vorrangige Rolle bei der Modellierung der eigenen Person. Sie kann dabei ganz individuell und als sozial abschottende akustische Schutz-Glocke gebraucht werden (iPod in der U-Bahn) oder umgekehrt als Möglichkeit, miteinander Sounds und Rhythmen beim Hören, Singen oder Musizieren zu teilen (ebenfalls in öffentlichen Verkehrsmitteln zu beobachten als Teilen eines Kopfhörers).

Als akustisches Medium ist Musik mittels eigener Stimme und mit Hilfe von Instrumenten „transportabel“ und mobil – im Zeitalter der digitalisierten Musikmedien ohnehin. Sie kann immer wieder neu an verschiedensten Orten erklingen und nur als Erklingende ist sie wirklich Musik. Musik repräsentiert nicht zunächst Anderes sondern sich selbst als eigene Wirklichkeit. Dies geschieht zuerst im Ohr der am musikalischen Prozess Beteiligten. Zugleich lässt sich erklingende Musik leicht auch in einer größeren Gruppe teilen, beim Hören oder beim gemeinsamen Singen (was sie etwa vom Austausch von Handy-Bildern unterscheidet). Als erklingende (zumal über eine PA-Anlage beim Popkonzert) erfüllt und durchdringt sie Räume und lädt sie atmosphärisch auf. Dieser *performative Charakter* von Musik hat sie zum bevorzugten Gestaltungsmittel von Darstellungsprozessen aller Art gemacht. Egal ob religiöse Rituale, Theaterinszenierungen (nicht nur in der Oper), Filmmusik, Werbesendungen, sie alle bedienen sich der Musik als Inszenierungsmittel, weil die Produktion wie Rezeption von Musik selbst inszenatorischen Charakter trägt und so die anderen Darstellungen gut stützt.

Es ist dieser Doppelcharakter der Musik als zeitlich strukturiertes, vergänglich-flüchtiges Medium wie als Raum füllendes, atmosphärisches Klangmedium, der sie für ästhetische Selbst-Inszenierungen von Jugendlichen allgemein und für religiöse Inszenierungen im Besonderen attraktiv macht.

2. Musik als religiöses Ausdrucksmedium

Wählt man einen weiten, funktionalen Religionsbegriff, lässt sich feststellen, dass der lebensweltliche Umgang mit Musik gerade in der Jugendzeit selbst religiöse Züge annimmt. Der Musikkonsum stiftet Orientierung und damit Sinn und Identität, hilft zur Bewältigung von Zufall und Schicksal, Musik gibt emotionalen Halt (Kontingenzbewältigung), ermöglicht rituelle Strukturierung des Alltags und vermittelt alltagsüberschreitende Lebenshöhepunkte.

Damit ist allerdings noch wenig darüber gesagt, ob Jugendliche ihr musikalisches Verhalten selbst als *Glaubensausdruck* verstehen. Dazu ist im Glaubensbegriff zu differenzieren: Musik kann Trägerin von *Aussagen über Gott* und der *Anrede zu Gott* werden, also in Bekenntnisliedern mit christlichen Texten und in Gebetsliedern, wie sie derzeit im Bereich der Praise-Songs boomen. Die Musik stärkt hier als zweite „Sprach“-Ebene das glaubende Verstehen der Wirklichkeit Gottes und stützt emotional die Hinwendung zu Gott. Als *bezeugendes Weitersagen* des Glaubens spielt Musik in allen Formen der Jugendevangelisation eine wichtige Rolle (z.B. beim „Christival“). Hier geht es darum, die Botschaft des Evangeliums mittels Musik so zu „inszenieren“, dass Jugendliche in den Kommunikationsformen heutiger Jugendkultur angesprochen werden.

Anders ist der Umgang mit Musik, wenn von Klängen und Gesängen selbst Erfahrungen des Heiligen (Geistes) erwartet werden, wenn also „Glauben“ als *vertrauensvolle Erfahrung der Nähe Gottes* verstanden wird. Wenn beispielsweise in Taizé-Gottesdiensten meditative Klangatmosphären erzeugt werden, die ein *mystisches Geborgenheitsgefühl* vermitteln. Oder wenn sich etwa in Techno- oder Gospelgottesdiensten *ekstatische flow-Gefühle* einstellen, bei denen Glücksgefühle und Gotteserfahrung ineinander fließen.

Schließlich verwenden Jugendliche Musik im Kontext des Glaubens, um *gemeinsam* ihren Glauben auszudrücken. Noch immer ist das gemeinsame Singen etwa in der Konfirmandenarbeit einer der spirituellen Höhepunkte. Nicht unterschätzt werden darf auch, dass viele Jugendliche überhaupt erst auf dem Wege aktiven Musizierens und Singens im Bereich der Kirchenmusik einen Zugang zu christlichem Glaubensausdruck finden.

Bei alledem sind die religiösen Zugangswege zur Musik und durch Musik biographisch-kontextuell gebrochen und daher sehr unterschiedlich. Jugendliche mit starkem Drang zu Motorik, Tanz und Bewegung wollen auch ihren Glauben mit rhythmisch-motorischer Musik ausdrücken und bevorzugen etwa Techno- oder Gospel-Gottesdienste. Anderen kommt es darauf an, in einem jugendkulturell akzeptablen Sound-„Outfit“ den eigenen Glauben zu artikulieren (um gegenüber den Altersgenossen nicht als antiquiert dazustehen). Das kann etwa zu missionarisch motivierten, textlich anspruchsvollen Versuchen mit christlichem Hip-Hop bzw. Rap führen. Während hier das Religiöse auch im Text der Songs gesucht wird, erwarten wiederum andere Jugendliche von der Musik stärker „heilige“ Atmosphären: bergende Harmonien (wie in der Taizé-Musik), erhebende Stimmungen (wie in manchen Praise-Balladen) oder ekstatisches Hochgefühl (wie in Gospelkonzerten).

3. Empirische Einsichten

Die bundesweite Studie zur Konfirmandenarbeit⁶ hat gezeigt, dass die Akzeptanz von Musik und Singen im Laufe der Konfirmandenzeit offenbar messbar zunimmt. Während es zu Beginn nur gut einem Drittel der Konfis wichtig ist, „gemeinsam zu singen und Musik zu machen“⁷, steigt die Zustimmung bei der Frage „Wie zufrieden bist du mit ... Musik/Lieder/Singen“ auf 51 %!⁸ Gleichzeitig gehört Singen für ein Fünftel der Konfis nicht zu einer wiederholten regelmäßigen Erfahrung der Konfi-Zeit.⁹

Aus der Sicht der Hauptverantwortlichen müssten es eigentlich noch mehr sein, die nie singen: 44 % gaben an, dass im betreffenden Konfi-Jahrgang „häufig“ gemeinsam gesungen wurde. „Musik machen“ kam dagegen nur bei 3 % „häufig“ vor, 50 % singen dagegen nie mit Konfirmandinnen und Konfirmanden.¹⁰ Das Ziel „Die Konfis sollen ... Spaß am Singen oder Musikmachen bekommen“¹¹ wurde von etwas mehr als der Hälfte der Mitarbeitenden (52 %) als wichtig (bis sehr wichtig) eingestuft. 24 % halten es nicht für wichtig, 24 % sind unentschieden. Im Vergleich der Ziele zählt das Singen damit zu den am geringsten gewichteten Zielen der befragten Verantwortlichen!

Fazit: Dem Singen wird gegenüber dem Musikmachen – nach dem Musikhören wurde leider nicht gefragt – höhere Bedeutung zugemessen. Die Beliebtheit des Singens nahm in der Konfirmandenzeit zu. Sowohl bei den Jugendlichen als auch bei den Verantwortlichen existiert jedoch eine größere Minderheit, denen das Singen unwichtig ist (und bleibt).

4. Chancen und Aporien des religiösen Umgangs mit Musik in der Jugendzeit

Als *Bildungschancen durch Musik* sind festzuhalten:

Musik

- fördert die *Wahrnehmung, Ausdrucks- und Urteilskraft* im Feld religiös-symbolischer Erfahrungen; sie ist ein privilegiertes Medium *religiös-ästhetischer Bildung*.
- dient der lebensbegleitenden, erfahrungsnahen religiösen *Identitätsbildung* der Lernenden im Kontext lebensweltlicher und gesellschaftlicher Prägungen. Sie kann *seelsorglichen Charakter* erhalten, indem sie Grundvertrauen verstärkt, Trost, Lebensfreude und Zuversicht stiftet.
- ermöglicht starke Erfahrungen von Gemeinschaft sowie Prozesse sozialer Bildung und

⁶ Wolfgang Ilg u. a. (Hg.), Konfirmandenarbeit in Deutschland, Gütersloh 2009.

⁷ A.a.O., 366.

⁸ A.a.O., 371.

⁹ Ebd.

¹⁰ A.a.O., 383.

¹¹ A.a.O., 379.

hat damit Anteil an der *kommunikativen und gesellschaftsdiakonischen Aufgabe* der Konfirmandenarbeit.

- ist Teil der *religiösen Traditionen* und als kulturelles bzw. kirchenmusikalisches Erbe lohnender Gegenstand *hermeneutischer Erschließungen*. Über Lieder lässt sich einfach Zugang gewinnen zu früheren wie anderen gegenwärtigen Formen des Glaubens und der Frömmigkeit.
- stellt als kulturspezifisches Kommunikationsmedium eine besondere Chance für *ökumenisches Lernen sowie interkulturelle und interreligiöse Bildung* dar. Im Versuch der Annäherung an das musikalisch Fremde und Andere steckt implizit ein genuin religiöses Motiv: Die Ich-Verkrümmung wird geöffnet und der Dialog mit Fremdem möglich.
- bietet sich als *Medium spiritueller Erfahrung an und kann durch ihren lobpreisend-verkündigenden Doppel-Charakter* unverzichtbaren elementaren religiösen Vollzügen (Gebet, Gotteslob, Verkündigung, Segen) Klang-Gestalt verleihen. So werden Hören, Singen und Musizieren auch zu einer Schule elementarer „Techniken“ spiritueller Lebenskunst.

Über die sogenannten Transfer-Effekte des Musizierens und Singens ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Strittig ist, ob Musizieren wirklich die Intelligenz fördert und das Hirn trainiert. Unabhängig davon ist aber klar: Singen bringt Abwechslung, stärkt das Gemeinschaftsgefühl, erfordert Achtsamkeit in der Gruppe, verändert Pulsschlag und Körpertemperatur, macht zugänglich für das eigene Innere wie für das Transzendente, hilft sich selbst auszudrücken, hilft biblische Sprache zu interpretieren und sich religiös zu artikulieren. Singen stärkt die Identitätsbildung (in einer schwierigen Lebensphase), indem eigene (körperliche) Möglichkeiten ausprobiert werden können, der eigene Leib als klingender erfahren wird und zugleich das Aufgehobensein in einer singenden Gruppe stabilisierend erlebt wird.

Dennoch gibt es in unseren Breiten starke Hemmnisse, als Jugendlicher und mit Jugendlichen zu singen. Das hat verschiedene Gründe. Der Ballast des Missbrauchs des gemeinsamen Singens in der Zeit des Nationalsozialismus und die Abwertung des Volksliedgutes erschweren das spontane Singen hierzulande. Dass Musik zum ständig verfügbaren Konsumprodukt wurde, wirkt ambivalent: Einerseits wird viel mehr Musik gehört als früher, andererseits lähmen die möglichst perfekt produzierten Klang-Produkte der Musikindustrie die eigene Kreativität, weil die Stars und ihre Musik meist unerreichbar scheinen. Allein den Casting-Shows gelingt es noch (für einzelne), diese Kluft zu überwinden. Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung in Milieus und ästhetische Stile führt dazu, dass das gemeinsame Singen zu einem gefährlichen Balance-Akt wird. Stets werden durch die Wahl der Stücke und Titel einige Personen in ihren ästhetischen Präferenzen ausgegrenzt, die sich dann ggf. ausklinken.

Im Jugendalter kommt hinzu, dass die Erfahrung mit der eigenen Stimme Teil der diffizilen Entwicklungsvorgänge dieser Lebensphase ist. Alle eigene Unsicherheit spiegelt sich in ihr. Daher gilt Jugendlichen das Singen als intime Selbstpreisgabe, ja als Symbol der Intimsphäre. Deshalb ist jedes zwangsweise verordnete Singen kontraproduktiv. Die Bereitschaft zum Singen erfordert vielmehr ein Klima des Vertrauens und starke Gemeinschaftserfahrungen, die über diese Hemmnisse hinweghelfen.

Andererseits sind die Verantwortlichen der Konfirmandenarbeit oft selbst unsicher im Gesang, auch kennen sie sich häufig zu wenig aus in aktuell bevorzugten Songs und Stilen. Die Scheu, selbst anleitend zu singen, kann bei ihnen ausgeprägter sein, als bei jugendlichen Teamern.

Aufgrund der Ausdifferenzierung in Lebensstile und Szenen ist es auch nur schwer möglich, qua Musik alle Konfirmandinnen und Konfirmanden in gleicher Weise zu erreichen. Faktisch erscheint die kirchliche Welt als eigene, oft sehr eigenartige Szene (mit eigenen Rhythmen und eigenem Sound!), die im Regelfall eben nicht die „eigene Szene“ der Konfis ist. Für eine gewisse Zeit (z.B. bei erlebnisintensiven Konfi-Camps) kann diese eigenartige Kirchenwelt aber durchaus zu einer Art von „Szene“ für die Jugendlichen werden. Deshalb spricht didaktisch einiges dafür, hier eine „szene-typische“ Musik zu pflegen, die das Eigene (und auch die Fremdheit) dieser Szene klar markiert (z.B. durch selbstbewusstes Singen tradierter bekannter Choräle, Tischkanons und neuer geistlicher Lieder). Allerdings sollten zugleich Signale ausgesendet werden, dass die Konfis auch mit ihren je eigenen lebensweltlichen Musikpräferenzen im Raum der Kirche willkommen sind (z.B. indem es Phasen gibt, wo jede(r) die eigene Lieblingsmusik mitbringen und vorstellen/würdigen darf, was auch unter thematischem Fokus inhaltlich interessant sein kann.)

Entscheidend für das gemeinsame Singen im Jugendalter ist, dass die Anleitenden authentisch bleiben, erkennen lassen, wo ihr eigenes Herz schlägt, und es vermeiden, sich strategisch den Jugendlichen anzubiedern. Wer selbst Begeisterung an der Sache vermittelt, dem werden auch manche „Marotten“ (z.B. eine Vorliebe für Paul-Gerhardt-Lieder) nachgesehen. Stilfragen können dann nachrangig werden.

In einer von professionell produzierter Musik überfluteten Erlebnisgesellschaft ist es allerdings gerade im Jugendalter auch wichtig, gelegentliche Höhepunkte mit professionell inszenierter kirchlicher (Pop-)Musik zu erleben. Mega- und Hybrid-Events wie Kirchentage, die Elemente von traditioneller Liturgie verbinden mit Formen der Event-Unterhaltungskultur, oder CVJM-Festivals etc. bieten Chancen auch für das Singen mit Konfis. Wie überhaupt das Reisen an einen anderen Ort (Pilgern) die Sangeslust auch heute noch steigert – gemeinsames Singen im Reisebus kann immer noch funktionieren!

Die bei solchen Events dann erlebte professionelle christliche Pop- oder Gospelmusik lässt sich jedoch (schon vom technischen Equipment her) in der Regel nicht in die parochialen Kontexte transferieren. Auch bezüglich der musikalischen Möglichkeiten sind daher die verschiedenen Lernorte (Gemeindehaus, Kirche, Jugendkirchen, Events wie Kirchen-

tage, Konfi-Camp etc.) klar zu differenzieren und in ihren jeweiligen Chancen und Grenzen wahrzunehmen. Dabei könnte den regionalen Jugendkirchen eine wichtige Scharnier-Funktion zwischen überparochialen Events und gemeindlicher Konfirmandenarbeit zukommen.

5. Einige Hinweise zur Methodik

Hier kann und soll nicht die methodische Trickkiste geöffnet werden. Es geht lediglich um die Erinnerung an einige hilfreiche Grundsätze der Arbeit mit Singen und Musik in der Konfirmandenarbeit.

Da Rhythmus und Sound die dominanten Parameter für die Wahrnehmung von Musik im Jugendalter sind, sollten sie auch in der Konfi-Arbeit vorrangig zu ihrem Recht kommen. Kontraproduktiv ist es daher, primär oder allein mit den Liedtexten zu arbeiten. Es sei denn, es geht um Rap-Songs, aber auch die müssen dann zuerst wirklich erklingen! Stattdessen sind Annäherungen über rhythmische Mitmachaktionen (z.B. Body-Perussion, Call-and-Response-Verfahren) günstig, die Elemente aus einem Song aufnehmen. Für den Sound sind Gitarrenbegleitung, mobile Schlaginstrumente (bevorzugt: das Cajon) und – falls möglich – eine Bassgitarre hilfreich. Grundsätzlich wird hier für den Vorrang des eigenen Singens und Musikmachens vor dem Hören und Analysieren plädiert. Beides lässt sich aber auch gut miteinander verbinden. Lieder sollten nie nur als Lückenfüller eingesetzt werden, sondern thematisch wie inszenatorisch in die Gesamtdramaturgie der Konfirmandenarbeit eingebunden sein, dann auch immer wieder zum Hauptmedium und -inhalt werden. Spielerisch-körperorientierte und ganzheitlich-affektive Zugänge erleichtern dabei den Zugang zur Musik. Wo es nahe liegt (etwa bei Rap), sollte die Möglichkeit zu Bewegung und Tanz geboten werden.

Bestimmte Musikstile benötigen bestimmte Räume, damit die richtige Atmosphäre entstehen kann. Deshalb ist auf die rechte Passung zu achten. Taizé-Gesänge und Gregorianik gehören in die hallende Kirche, der Hip-Hop eher in den Gemeindesaal (oder ins Freie) und die christliche Techno-Nacht in den Jugendkeller. Das gemeinsam gesungene Kirchenlied gelingt leichter im Sitz-Kreis. Zwar ist das Stehen fürs Singen eigentlich viel günstiger, wirkt jedoch für viele Jugendliche zu aufgesetzt artifiziell. Der vorgetragene Rap oder Popsong braucht hingegen eine Art „Bühne“, wie sie Jugendkirchen aber auch viele Gemeindehäuser in der Regel bieten.

Für das Singen ist es ausschlaggebend, dass die Leitungspersonen (am besten: jugendliche Teamer) selbst mit Überzeugung und Lust singen (und von niemanden darin sich beirren lassen), am besten zur Gitarre. Sie ermöglicht auch, im Blickkontakt mit anderen zu bleiben. Zur theologisch-pädagogischen Professionalität gehört es, nicht nur das eigene Lieblingsrepertoire an Liedern zu pflegen, sondern verantwortlich am Aufbau eines gemeinsamen Lied-Repertoires mitzuwirken, das als gemeinsame Basis und Identität

fikationskern der Evangelischen in Deutschland gelten kann. Daher ist eine Orientierung an den Kernliederlisten der jeweiligen Landeskirchen zu empfehlen, die um aktuelles Liedgut zu ergänzen sind.¹²

Eine günstige Weise, mit Jugendlichen die Hemmschwellen zum Mitsingen zu senken, ist die Arbeit mit Sprechgesangversen (Rap). Psalmen, bekannte Gebete (Vaterunser etc.) lassen sich von den Konfis selbst in Reime bringen und dann miteinander zelebrieren. Olaf Trenn berichtet etwa von Erfolgen mit Psalm-Raps, die je einem Konfi-Jahrgang zugeordnet werden und dann als „Jahrgangspsalmen“ zum Identitätsanker eines Kurses werden können.¹³

Wo immer möglich, sollte in der Konfirmandenarbeit die Zusammenarbeit mit den kirchenmusikalischen Kräften vor Ort gesucht werden. Sie wissen um weitere Möglichkeiten, zum Singen anzustiften und können sich bei der Vorbereitung des Konfirmationsgottesdienstes (und weiterer Gottesdienste mit Konfis) beratend und qualitätssichernd einbringen.

¹² Vgl. beispielsweise: Susanne Betz u.a. (Hg.), *Unsere Kernlieder*. 33 Lieder aus dem Evangelischen Gesangbuch, München (Strube) 2007 (für die Süd-West-Kirchen); Gottesdienst-Institut Nürnberg (Hg.), *Geh aus, mein Herz*. Evangelischer Liederschatz. 22 + 2 Lieder, Nürnberg 2012 (für die Ev.-luth. Kirche in Bayern). Zur Thematik insgesamt vgl. den Beitrag von Bernhard Leube in diesem Band.

¹³ Vgl. Olaf Trenn, *A Broken Halleluja – Singen mit Konfirmanden*, in: Landeskirchenamt der Evang. Kirche im Rheinland (Hg.), *Singen. Jede Stimme zählt*. Werkbuch, Düsseldorf 2011, 74–78, 76.